

Lichtstrahlen

Monatliches Bildungsorgan für denkende Arbeiter

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur
oo Julian Borchardt, Berlin-Dichterfelde 3 oo

Nr. 1

1. September 1913

1. Jahrg.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet

Unser Weg.

Wohl nirgends in der Welt ist das Sehnen nach Wissen und Bildung größer als beim Arbeiter. Das ist auch sehr natürlich. Die Volksschule mit ihrer allgemeinen Schulpflicht gibt ihm einige elementare Wissensbrocken und läßt ihn dann auf halbem Wege stehen, gerade wenn der Wunsch nach Erkenntnis lebendig wird. Sobald er aber ins Leben hinaustritt, drängt sich ihm die Notwendigkeit tieferer Bildung auf. Denn das soziale Elend, unter dem er von klein auf gelitten, kommt ihm jetzt zum klaren Bewußtsein, und der bisher nur Leidender war, wird zum Kämpfer. Wild bäumt sich sein Trotz auf und sein Selbstbewußtsein: es soll nicht in alle Ewigkeit so bleiben, wie es bisher war, daß die ganze große Masse des Volkes in unsäglicher Not des Leibes wie der Seele dahinsiecht, indes nur einige wenige als freie Menschen das Leben genießen. Es soll anders werden!

Aber von selbst wird es nicht anders. Schwere, ausdauernde, zähe Arbeit ist nötig, ein schwerer Kampf muß ausgefochten werden um die Befreiung der Arbeiterklasse. Das wird dem Denkenden bald klar. Zu diesem Kampf aber braucht er nichts nötiger als Wissen.

Deshalb hat sein Bildungsdrang ein ganz bestimmtes Ziel. Nicht als Schwarmgeist ein bißchen an diesem und jenem zu naschen, ist sein Wunsch. Sondern eine Waffe soll ihm die Bildung sein für den Befreiungskampf des Proletariats. Also wendet sich sein Sehnen den Wissenszweigen zu, die ihm solche Waffe schmieden können.

Wer die Menschheit befreien will von der sozialen Not, wird vor allen Dingen deren Ursachen kennen müssen. Dazu ist nötig eine sorgsame Durchforschung unserer gesamten sozialen Zustände, vor allem unserer wirtschaftlichen Zustände. Denn nur dort sind die Wurzeln des sozialen Elends zu ergründen. Es ist also kein

88-1 (1913) H 1-12
88-2 (1914) H 1-6

Zufall, daß der Wissensdrang des denkenden Arbeiters sich gerade den Sozialwissenschaften, und unter ihnen vor allem der Wirtschaftslere (Nationalökonomie) zuwendet.

Doch damit allein ist's nicht getan. Wohl ist es viel wert, die sozialen Zustände in ihrem jetzigen Zusammenhang zu durchleuchten. Aber der Zweck, dem die ganze Arbeit dient, ist doch die Besserung, also die Menderung der sozialen Zustände: sie sollen künftig anders werden, als sie jetzt sind. Eine andere Massenordnung, eine andere Gesellschaftsordnung, eine soziale Umwälzung gilt es herbeizuführen.

Das aber läßt sich nicht willkürlich und künstlich machen. Das Werden der Menschheit, ihre soziale Entwicklung in der Zukunft folgt bestimmten Regeln, die aus der Vergangenheit erkennbar sind. Deshalb müssen wir weiter forschen, wie die sozialen Zustände, unter denen wir jetzt leben, in der Vergangenheit entstanden sind. Wie haben die Menschen der Vergangenheit gelebt? Wie waren ihre Wirtschaftsformen, wie ihre Massenordnung, mit einem Wort: wie waren ihre sozialen Zustände? Und wie, auf welche Weise, unter welchen Erlebnissen haben sich daraus die gegenwärtigen Zustände entwickelt? Die Geschichte ist es, die auf diese Fragen die Antwort gibt.

Es ist demnach ein unmittelbares, dringendes Bedürfnis des Befreiungskampfes, daß das Bildungsfehen des denkenden Arbeiters vornehmlich gerade diesen beiden Wissenschaften, der Wirtschaftslehre und der Geschichte, zugedrängt hat. Viel hat denn auch die Arbeiterklasse bereits unternommen, um dieses Bedürfnis zu befriedigen, besonders auf dem Gebiete des Vortragswesens.

Aber wenn der Arbeiter, dem doch nur kärgliche Stunden der Muße zur Verfügung stehen, von dem Vortrag nach Hause kommt, in dem er Gutes, Glänzendes vielleicht gehört hat, dann braucht er eine Möglichkeit, das Gehörte in aller Ruhe innerlich zu verarbeiten und zu durchdenken. Der beste Vortrag kann nur eine Anregung geben. Wissen und Bildung kann nicht durch bloßes Zuhören erworben werden, sondern nur durch eigene geistige Arbeit. Dazu aber ist Stoff nötig, und zwar ein Stoff, der schwarz auf weiß vorliegt. Beim Vortrag mitzuschreiben, wie es meist versucht wird, ist eine mißliche Sache. Denn es lenkt die Aufmerksamkeit vom Vortrag selber ab, und leicht kann es passieren, daß gerade die wichtigsten Darlegungen des Redners dem mitschreibenden Zuhörer entgehen.

Was fehlt, ist eine in regelmäßigen Zeiträumen wiederkehrende Lieferung von Stoff zum eigenen Nachdenken, leicht faßlich genug, um ohne besondere Vorbildung verstanden zu werden, und doch auch wieder inhaltsreich genug, um gute Vorträge zu ergänzen, d. h. um die Anregung, die der Hörer aus dem Vortrag mitgenommen hat, nützlich und fruchtbringend zu verwerten.

In diesem Sinne an der Bildungsarbeit des Proletariats mitzuwirken, ist die Aufgabe, die unsere Zeitschrift sich gestellt hat. Sie wird demgemäß in erster Reihe die Wirtschaftslehre und die Geschichte pflegen, indem sie in jeder Nummer einen wirtschaftlichen und einen geschichtlichen Aufsatz in leicht verständlicher Sprache bringen wird. Dazu gehört natürlich auch die Politik; denn was heute Politik ist, wird binnen kurzem Geschichte sein, was heute Geschichte ist, war in der Vergangenheit Politik. — Daneben soll jedoch von vornherein auch das wichtige Gebiet der Erziehungskunde berücksichtigt werden, über dessen Bedeutung alle Welt sich einig ist.

Falls es den „Lichtstrahlen“ gelingt, sich einen genügend großen Leserkreis zu erwerben, so sollen dann auch Aufsätze aus dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Kunst und der schönen Literatur nicht fehlen. Einstweilen aber werden sie ein bloßes Organ des Klassenkampfes sein.

Die Redaktion.



Krieg!

Soeben ist der furchtbare Balkankrieg zu seinem hoffentlich endgültigen Abschluß gelangt, und nicht lange wird es dauern, bis die Säbelrassler allerorten ihre Nutzenwendung daraus ziehen werden. Natürlich wird diese in eine Verherrlichung des Militarismus auslaufen: die Notwendigkeit einer starken Rüstung habe dieser Krieg aufs neue erwiesen; sei es, daß Deutschland von einem äußeren Feinde heimtückisch überfallen werde, sei es, daß das deutsche Volk selbst zur Wahrung seiner heiligsten Güter das Schwert ziehen müsse, immer müsse es gerüstet stehen in schimmernder Wehr. Und vaterlandslose Gesellen, wo nicht gar Verräter des Vaterlandes seien diejenigen, die an unserem herrlichen Kriegsheer mäkeln, es verkleinern oder gar abschaffen wollen.

Nun gibt es eigentlich in Deutschland keinen Menschen, der in diesem Sinne das Land wehrlos machen will. Denn unter den großen Parteien herrscht kein Streit darüber, ob eine Armee existieren, sondern nur darüber, wie sie beschaffen sein soll. Die einen wollen das stehende Heer, die anderen wollen die Volkswehr. Und die Volkswehr würde sogar noch mehr Soldaten zur Verteidigung des Landes liefern als das stehende Heer. Eine Beseitigung jeglicher Armee kommt also in der praktischen Politik nicht in Frage. Von einer höheren Warte aus läßt sich jedoch sehr wohl darüber reden.

Denn das wird auch der grimmigste Haudegen zugeben müssen, daß eine Armee nur dann berechtigt ist, zu existieren, wenn Krieg ist oder die Gefahr eines Krieges droht. **M u ß d e n n a b e r K r i e g s e i n ?**

Wir sind keine Christen. Sonst wäre es ein leichtes, unsere christlichen Staaten darauf hinzuweisen, daß sie nur die Gebote des Christentums zu befolgen brauchen, und jede Möglichkeit eines Krieges wäre aus der Welt geschafft. „Liebet eure Feinde“, „tuet wohl denen, die euch hassen“, „so dich einer auf die rechte Wange schlägt, reiche ihm auch die linke dar“ — wie könnte es jemals zum Kriege kommen, wenn unsere christlichen Staaten nach diesen Lehren handeln wollten! Wenn aber kein Krieg ist, dann brauchen wir auch keine Armee. Freilich, in katholischen wie evangelischen Gegenden würde der böse anlaufen, der mit solch einem christlichen Leben Ernst machen und daraufhin den Verzicht auf alle Kriegsrüstungen befürworten wollte. Vor allem die berufenen Hüter des Wortes, die Pfarrer beider Konfessionen, würden schnell bei der Hand sein, um durch allerlei kluge Auslegungen zu beweisen, daß die Worte Christi gar nicht so gemeint seien, wie der schlichte Menschenverstand sie auffaßt. Und wir, die wir in die tiefen Geheimnisse der Bibel nicht eingeweiht sind — na, wir müssen's halt glauben! Wenn's uns auch manchmal scheinen möchte, als ob von den Tugenden, die jedem staatserkhaltenden Menschen gepredigt werden, die eine, nämlich die Frömmigkeit, dabei arg in die Brüche geht.

Doch, wie gesagt, wir sind keine Christen und brauchen uns nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie die Herren Schriftgelehrten den Massenmord mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ in Einklang bringen. Wir haben's nur mit dem sogenannten Patriotismus zu tun, und der wird sich ja gewiß gewaltiglich aufbäumen, wenn wir sagen, daß der „waffenfrohe Germane“ gut und gern auf den Gebrauch der Waffen verzichten könnte, und wohl auch möchte, wenn — — ja, wenn das Wörtchen „wenn“ nicht wäre.

Brauchen wir keinen Krieg, brauchen wir keine Armee. Aber wozu brauchen wir denn eigentlich Krieg? Oder fragen wir: w e r von uns braucht Krieg? Müller, Schulze, Lehmann? Fragen wir die Reihe herum, das ganze deutsche Volk, und jeder wird entsetzt abwehren; er für seine Person braucht keinen Krieg und will auch keinen haben. — Ja, wie denn? Da müssen wohl die anderen dran schuld sein, etwa die bösen Franzosen? Also gehen wir nach Frankreich hinüber und fragen dort die Herren Meunier, Lemaire, Florignac und wie sie alle heißen. — Dasselbe Resultat! Und in Rußland nicht minder, die Swan und Petrowitsch, und in England John und Bob und Hopkins, niemand, niemand will den Krieg. Wir können ihnen auch gern glauben, daß sie die Wahrheit sagen.

Denn jeder will ja seiner Arbeit nachgehen, jeder will Brot verdienen und Geld erwerben, und dazu braucht er Frieden.

Nun gibt es freilich Leute, die durch den Krieg Geld verdienen und sogar reich werden können. Z. B. die Waffenfabrikanten, die Getreidelieferanten, die Geldverleiher. Aber sie sind doch schließlich zu wenig zahlreich, und die meisten von ihnen auch nicht einmal direkt auf den Krieg angewiesen, um Geld zu machen. Nicht einmal die Waffenfabrikanten, für die es gewiß profitabel ist, wenn durch einen Krieg viele Mordwerkzeuge zerstört und dadurch Neubestellungen nötig werden. Auch sie machen ein großes Geschäft durch Herstellung immer neuer und neuester Konstruktionen, so daß der Staat auch im Frieden die veralteten ersetzen und ihnen ihre Waren ablaufen muß.

Wer also braucht eigentlich den Krieg? Denken wir daran, wie die letzten Kriege und Kriegsgefahren entstanden sind. Auf dem Balkan brachen die Völker los, angeblich weil ihre Stammesgenossen von den Türken unterdrückt und ausgebeutet wurden, und weil sie eine Vergrößerung ihrer kleinen Länder brauchten, um ein Wirtschaftsgebiet zu schaffen, groß genug für einkömmliche Betätigung. Die drohende Verwickelung zwischen Deutschland und Frankreich wegen Marokko entstand aus Interessengegensätzen zwischen deutschen und französischen Kapitalisten. Dem gleichen Grunde entspringt die Rivalität zwischen Deutschland und England, die manche Leute gern bis zu einem Kriege zuspitzen wollen.

Überall, wohin wir sehen, sind es demnach wirtschaftliche Ursachen, die zum Kriege treiben. Man mag sie auch wirtschaftliche Notwendigkeiten nennen. Ohne daß man einzelnen Menschen die Schuld dafür anzuschreiben braucht, sehen sich die Völker eines Tages in der Notwendigkeit, das Schwert zu ziehen und mit Mord und Brand übereinander herzufallen. Die Serben und Bulgaren sahen sich in einen Zustand versetzt, der ihnen Erstickung und wirtschaftlichen Untergang drohte, wenn sie sich nicht gewaltsam daraus befreien. Zwischen Deutschland, England und Frankreich liegen die Dinge etwas anders; aber man kann sie sich etwa so vorstellen, daß der eine oder andere Staat sich eines Tages vor der Gefahr erblicken kann, ungeheure wirtschaftliche Werte einzubüßen und dadurch, wenn auch nicht über sich selbst den Untergang, so doch über einen großen Teil seines Volkes Armut und Elend heraufzubeschwören, so daß er sich dann zur Rettung aus dieser Gefahr zum Losschlagen entschließt.

Wenn aber dies die Zusammenhänge sind, dann drängt sich doch ganz von selbst der Gedanke auf, daß durch eine andere, eine vernünftige Ordnung des Wirtschaftslebens Abhilfe geschaffen werden kann. Muß es denn sein, daß immer einer zum Schaden des anderen lebt? Muß immer einer aus der Arbeit des anderen

Vorteil ziehen? Können nicht die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen und zwischen den Völkern planmäßig so geregelt sein, daß sie sich gegenseitig in die Hände arbeiten, sich gegenseitig fördern und unterstützen? Die internationale Regelung der Wirtschaft wird alle Kriegsgefahr beseitigen, alle Kriegsrüstungen überflüssig machen und uns zu wahrer Völkerverbrüderung führen.

ps.



Wachsender Reichtum — steigendes Elend.

Überall in der Welt gilt als Grundlage eines vernünftigen Lebens die Sparsamkeit. Wollte man einem Manne sagen, er solle nur lustig drauflos leben, je mehr Geld er durchbringe, desto nützlicher handle er. — so würde er solchen Ratgeber vermutlich für verrückt erklären. Gleichwohl wird diese verrückte Lehre dem deutschen Volke in allem Ernste gepredigt. Freilich nicht dem einzelnen; im Gegenteil, der einzelne soll altpreussische Sparsamkeit üben. Aber sobald das Geld des einzelnen auf dem Wege über den Steuer-einnehmer in den Staatsfädel geflossen ist, da soll mit einem Male das Gegenteil richtig sein! Da soll an Stelle der Sparsamkeit die Verschwendung Nutzen bringen! Denn — auf diese Weise kommt ja das Geld unter die Leute! Je mehr der Staat ausgibt, desto mehr werden Arbeiter beschäftigt; die Arbeiterklasse habe also das größte Interesse an möglichst hohen Ausgaben aus der Staatskasse!

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es die stets wachsenden Militärausgaben sind, die mit solchen Behauptungen beschönigt werden sollen. Die Hohlheit solcher Ausführungen zeigt eine einfache Ueberlegung. Woher stammt denn das Geld, womit die Militärlieferungen bezahlt werden? Von den Steuerzahlern, und zwar fast ausschließlich von den Arbeitern. Soll also diesen das Geld zugute kommen, so könnte man's ihnen ja einfach lassen, anstatt es ihnen erst abzunehmen, um es dann auf dem großen Umweg über die Waffenfabrikanten, bei denen ein schöner Profit hängen bleibt, wieder zurückzuleiten. Und wenn vielleicht jemand sagen wollte, gerade die Produktion, die durch diesen Umweg in Gang gesetzt wird, sei das Nützliche, so ist auch das nur Spiegel- fechterei. Denn wenn nicht der Staat den armen Leuten das Geld abnähme, würden sie sich natürlich etwas dafür kaufen, was sie brauchen, Möbel oder Kleidung oder Nahrung. Diese Dinge müßten dann ebenfalls produziert werden, es würde also auch dann

die Produktion in Gang gesetzt, aber für nützliche Gegenstände und nicht für Mordwerkzeuge.

Nichtsdestoweniger liegt jenem Gerede ein Gedanke zugrunde, der auf den ersten Blick vernünftiger ausschaut. Was für Kanonen, Flinten und Panzerplatten gilt, das gilt nämlich auch für alle anderen Waren. Alle müssen fabriziert werden, ihre Produktion gibt stets irgendwelchen Arbeitern Beschäftigung und „bringt Geld unter die Leute“. Folglich müßten die Arbeiter stets ein Interesse daran haben, daß möglichst viele Waren verbraucht werden. Je toller die Verschwendung, desto größer das Glück der Arbeiter. Da nun die Arbeiter selbst bei ihren geringen Einkünften nicht verschwenden können, so müßten sie das Geschick segnen, das die reichen Leute geschaffen hat, und den als Wohltäter preisen, der den größten Aufwand macht.

Diesen anscheinend sehr einleuchtenden Gedanken, der auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, fanden wir einmal von einem Fabrikanten in folgender gefälligen Form ausgedrückt: Denken wir uns eine Fabrik, die 200 Arbeiter beschäftigt, von denen jeder 1250 Mk. Jahreslohn bekommt. Dem Fabrikanten bleibt nach Abzug aller Unkosten, Ausgaben für den eigenen Haushalt und Steuern ein Reingewinn von jährlich 60 000 Mk. Wenn er die zunächst spart und zwar 10 Jahre lang, so ist ihm daraus ein neues Kapital von 600 000 Mk. erwachsen. Davon wird er einen Teil für Luxus ausgeben, wird sich vielleicht eine Villa mit einem hübschen Garten zulegen, dazu Pferd und Wagen oder ein Automobil. Das mag 150 000 bis 200 000 Mk. kosten. Nun bleiben noch wenigstens 400 000 Mk. übrig. Damit wird er seine Fabrik vergrößern, wird einen Teil ausleihen zur Vergrößerung einer anderen Fabrik, einen Teil zu gemeinnützigen Bestrebungen, Bau von Arbeiterwohnungen, Bau eines Theaters hergeben usw.

Wenn der Fabrikant die eigene Fabrik vergrößert, braucht er neue Arbeiter. Ebenso werden neue Arbeiter gebraucht bei der Vergrößerung jeder anderen Fabrik, beim Bau von Häusern, Theatern usw. Aber auch wenn der Fabrikant sich eine Villa bauen läßt, so gibt das Beschäftigung für Maurer, Zimmerleute, Steinbrecher, Steinmeken, Ziegelftreicher, Erdarbeiter, Glaser, Tischler, Maler; die innere Ausstattung beschäftigt Möbeltischler, Tapezierer, Sattler, Dekorateur usw. Hält er sich Wagen und Pferde, so braucht er Kutscher und Stallpersonal, beim Auto einen Chauffeur; beide Fahrzeuge müssen fabriziert und unterhalten werden. Kurzum, was auch immer der Reiche mit seinem Gelde anfängt, stets dient es zur Beschäftigung von Arbeitern. Da nun bloß bei starker Beschäftigung an eine Erhöhung der Löhne zu denken ist, so haben die Arbeiter in jeder Hinsicht das größte Interesse daran, daß die Kapitalisten viel Geld verdienen.

Nun aber hängt die Höhe des Profits aufs engste von der Höhe der Löhne ab. Wenn z. B. die Arbeiter jener Fabrik mit ihren 1250 Mk. nicht zufrieden sind, sondern eine Steigerung auf 1500 Mk. durchsetzen, so verringert sich sofort der Reingewinn um $200 \times 250 = 50\,000$ Mk. Unter der Annahme, daß jetzt der Fabrikant weniger Steuern zahlt und auch für seinen Haushalt weniger verbraucht, bleiben ihm allerhöchstens 18 000 Mk. übrig, in 10 Jahren 180 000 Mk. Nun kann er sich keine Villa mit Pferd und Wagen anschaffen, die eigene Fabrik nicht oder nur unbedeutend erweitern, kein Geld an andere ausleihen, und all die massenhafte Beschäftigung, die sonst für neue Arbeiter möglich gewesen wäre, unterbleibt.

Und die Moral von der Geschichte? Der Verfasser drückt sie wörtlich wie folgt aus: „Dem denkenden Arbeiter zu zeigen, daß große Unternehmer- und Fabrikantengewinne immer neue Arbeitsgelegenheiten und damit ein Steigen der Arbeitslöhne hervorbringen“.

Ein überraschendes Resultat! Sollen die Arbeitslöhne steigen, so müssen die Kapitalisten große Gewinne machen. Sollen sie große Gewinne machen, so müssen — das wurde uns eben gezeigt — die Löhne niedrig sein. Folglich, wenn die Arbeiter hohe Löhne haben wollen, müssen sie — — mit niedrigen Löhnen zufrieden sein!!

Jeder Denkende sieht ein, daß hier irgendwo ein Fehler stecken muß. Wenn aber selbst die Dinge sich so abspielten, wie sie hier geschildert sind, würde ein dauernder Nutzen für die Arbeiter auch noch nicht herauspringen. Denn sobald nun die Löhne steigen, werden ja dadurch wieder die Profite verringert. Damit muß dann — immer nach der Logik jenes Fabrikanten — die starke Nachfrage nach Arbeitern aufhören und die Löhne müssen wieder sinken!

Nun aber zu dem Fehler, der in jener Rechnung stecken muß. Es ist ganz richtig, daß die Kapitalisten den Gewinn, den sie erübrigen, in irgendeiner Form zur Erweiterung der Produktion benutzen. Aber nicht richtig ist, daß dadurch immer und überall neue Arbeiter beschäftigt werden. Denn eben durch die Erweiterung der Produktion wächst die Produktivkraft. Das will besagen: je größer ein Unternehmen ist, desto weniger Arbeiter braucht es verhältnismäßig. Natürlich nur verhältnismäßig; die Zahl der erforderlichen Arbeiter kann wachsen, aber nicht in demselben Maße, wie das Unternehmen wächst. Wurden bisher 100 Arbeiter beschäftigt, so werden bei Verdoppelung des Kapitals keine 200 gebraucht, sondern vielleicht nur 190 oder 180. Jeder in einem größeren Betriebe stehende Arbeiter kennt das. Ein paar Beispiele: selbst wenn jede neue Werkzeugmaschine

ebenso viel neue Arbeiter erfordert wie die alten, so braucht doch das Aufsichtspersonal nicht verdoppelt zu werden, ebenso wenig die Kesselheizer und Kraftmaschinenwärter; es ist nicht unter allen Umständen ein Anbau nötig, die vorhandenen Räume werden besser ausgenutzt, so daß der Verbrauch an Licht, Heizung, Feuerung sich nicht verdoppelt (also nicht doppelt soviel Kohlen gekauft und folglich in den Gruben produziert werden müssen) usw. Es ist eben eine Tatsache, die durch jahrhundertelange Beobachtung feststeht und täglich aufs neue beobachtet werden kann: je mehr Arbeiter zu gemeinsamer Tätigkeit unter einheitlicher Leitung vereinigt sind, desto planmäßiger können sie zusammen arbeiten; je höher aber die Planmäßigkeit, das Handinhandarbeiten, desto produktiver ist die Arbeit, desto mehr bringt sie fertig. Infolgedessen werden bei der Vergrößerung eines Betriebes niemals ebensoviel neue Arbeiter gebraucht, wie die Vergrößerung an sich ausmacht.

Nun könnte man sagen, das habe nicht viel zu bedeuten; denn wenn — im obigen Beispiel — auch nicht gerade 100 neue Arbeiter beschäftigt werden, so doch immerhin 80 oder 90. Die stärkere Nachfrage nach Arbeitern ist also da, und die Löhne müssen steigen. Aber durch das Zusammenarbeiten einer größeren Anzahl werden nicht nur die neuen Arbeitskräfte produktiver, sondern die alten ebenfalls. 190 bringen doppelt soviel fertig, wie 100. Setzen wir nun — um einfache Rechnung zu haben — den Fall, daß im dritten Jahre wiederum nur soviel Kapital angelegt wird, wie ursprünglich zur Beschäftigung von 100 Arbeitern nötig war. Dann werden statt 300 Arbeiter vielleicht nur 260 gebraucht; im folgenden Jahre verhältnismäßig noch weniger usw. Dauert dies eine Reihe von Jahren an, so muß es einmal so weit kommen, daß trotz Vergrößerung des Kapitals überhaupt keine neuen Arbeiter eingestellt werden. Und nach einer weiteren Reihe von Jahren müssen trotz vergrößerten Kapitals sogar noch Arbeiter entlassen werden!

Wozu sich darüber den Kopf zerbrechen, wird vielleicht mancher meinen! Wenn es wirklich so schlimm sein sollte, so muß es doch lange, lange Jahre dauern, bis es so weit kommt. — Doch gemach! Vergessen wir nicht, daß diese Entwicklung schon seit langen, langen Jahren im Gange ist. Allein die Zeit des Großkapitalismus, die diese schlimmen Folgen am schärfsten entwickelt, dauert jetzt schon über 100 Jahre. Es ist also keine ferne Zukunft, von der wir reden, sondern bittere, blutige Gegenwart. In der Tat spüren es ja die Arbeiter am eigenen Leibe, daß die Arbeitslosigkeit, die auf solchem Wege entstehen muß, längst zur Wahrheit geworden ist. Genau so alt wie das Zeitalter des Großkapitalismus, ist auch das Zeitalter der massenhaften Arbeitslosigkeit. Selbst in den Zeiten besten Geschäftsganges sind heutzutage Zehntausende, ja Hunderttausende arbeitslos. Im Oktober 1910 und ebenso im

Oktober 1911 gab es allein im Königreich Sachsen — das nicht ganz 5 Millionen Einwohner hat — etwa 23 000 Arbeitslose, die fast sämtlich viele Wochen, zum Teil sogar monatelang arbeitslos waren. Das bedeutet fürs ganze Deutsche Reich fast 300 000 Arbeitslose zu einer Zeit, in der von Krise keine Rede war. Und im Jahre 1912, das eine gewaltige Steigerung der Produktion erlebte, ist die Zahl der Arbeitslosen noch gewachsen.

Wachsender Reichtum — steigendes Elend, das ist der vollendete Widerspruch, in den uns diese Entwicklung bisher gebracht hat.

wr.



Wirtschaftsgeschichte.

Geschichte haben wir alle in der Schule gelernt, und wenn der Lehrer nur einigermaßen mit Liebe bei der Sache war, wird gewiß ein jeder mit Freuden an die Geschichtsstunden zurückdenken. Was für interessante Dinge lernten wir da kennen! Von Hermann dem Cherusker erzählte man uns, wie er in der Teutoburger Schlacht das deutsche Volk und Land vom Joch der Römerherrschaft befreit hat; wir hörten, wie die Deutschen in der Zeit der Völkerverwanderung das gewaltige Römerreich erobert und zugleich die Kultur des Abendlandes vor der drohenden Verwüstung durch die Hunnen gerettet haben; wie sie dann durch die fränkischen Könige, vor allem durch Karl den Großen, zu Einheit, Größe und Gesittung geführt wurden; wir erfuhren von den glänzenden Zeiten der Hohenstaufen, von der Trübsal unseres Volkes im späteren Mittelalter, von den Schrecknissen und dem Jammer des 30jährigen Krieges; sodann lernten wir den Aufstieg der brandenburgischen Macht der Hohenzollern kennen mit ihren wechselreichen Schicksalen, bis nun heute das Deutsche Reich in seiner geschichtlichen Größe dasteht: eine glänzende Reihe von Ereignissen, ein leuchtendes Bild vom Werden des Volkes, das uns unser Volk und seine Geschichte lieben lehren soll.

Das ist Geschichte. Was aber ist Wirtschaftsgeschichte?

Unter Wirtschaft verstehen wir diejenige Tätigkeit der Menschen, die sie ausüben zu dem Zweck, ihren Lebensunterhalt zu erwerben (wobei das Wort Lebensunterhalt nicht bloß die Nahrung bezeichnen soll, sondern alles, was der Mensch an Bedürfnissen des Lebens braucht). Was die Menschen tun, um sich diese Dinge zu verschaffen, ist ihre Wirtschaft, und eine Wirtschaftsgeschichte wird demnach darzustellen haben, wie es die Menschen

von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag angestellt haben, um sich Nahrung, Kleidung, Wohnung usw. zu verschaffen.

Ist das nicht sonderbar, ja, ist es nicht fast zum Lachen? Neben die Großtaten unserer Altvorderen sollen ihre Küchengeheimnisse treten? In was für einer Behausung Herrmann der Befreier gewohnt haben mag, will man uns erzählen! Was für Röcke und Hosen er und seine Zeitgenossen trugen, was sie aßen und tranken! Wir sollen erfahren, woher Karl der Große seine Einkünfte bezog, wie Friedrich Barbarossa die Lebensmittel für sich und seine Leute aufbrachte! Ist das nicht kleinlich? Ist es nicht überflüssig und nur geeignet, das strahlende Bild zu schwärzen, uns die Freude und Begeisterung an unserer vaterländischen Geschichte zu vergällen?

Doch nur gemacht! Der Sinn und Zweck wird klar, sobald man sich an die Erkenntnis der Geschichte wirklich heranmacht.

Betrachten wir einmal kurz die sogenannte Urzeit, d. h. die Zeit der primitivsten Lebensverhältnisse, die wir kennen. Das war bei den alten Deutschen etwa die Zeit bis 100 Jahre nach Beginn unserer Zeitrechnung. Damals bestand ihre Geschichte nur aus Kriegen. Andere Ereignisse ihres Völkerlebens kennen wir nicht. Nun kann man sich freilich mit der bloßen Aufzählung und Erzählung dieser Kriege begnügen. Aber dann ist die Geschichte kaum mehr als ein Zeitvertreib für müßige Stunden. Ganz anders, wenn man sie verstehen und aus ihr etwas lernen will. Dann wird man sich mit der bloßen Erzählung der Ereignisse nicht zufrieden geben, sondern man wird sofort nach dem „warum“ fragen. Warum haben die Deutschen in ihrer Urzeit beständig Kriege geführt?

Das ist nun eine Frage, die wir ganz genau beantworten können: zum Teil lebten sie davon, das heißt, sie raubten anderen Völkern oder Stämmen, was sie zum Lebensunterhalt brauchten, und wenn die sich das nicht gutwillig nehmen ließen, gab's Krieg. In diesen Fällen war also der Krieg unmittelbar eine wirtschaftliche Tätigkeit, ein Mittel des Nahrungserwerbes. Zum anderen Teil kämpfte man um den Besitz der Lebensmittel, um Grund und Boden zur Viehweide, um Salzquellen und dergleichen mehr. „Zwischen den Hermunduren und Chatten“, so lesen wir in der deutschen Sage, „strömte ein salzreicher Fluß. Um seinen Besitz brach ein heftiger Krieg aus.“

Es sind also die Kriege der damaligen Zeit entweder direkt eine wirtschaftliche Tätigkeit, oder sie sind aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Völker hervorgegangen. Und wer die Wirtschaft jener Völker nicht kennt, wird niemals ihre Geschichte, d. h. ihre Kriege verstehen.

Für die primitiven Zeiten leuchtet das wohl ein. Aber wie steht es mit der späteren Geschichte? Gewiß hat es auch später noch

Handelskriege gegeben, aber sie bilden doch nur einen Teil der geschichtlichen Ereignisse. Karl der Große hat seine Kriege gegen die Awaren und Sachsen, Friedrich Barbarossa seine Römerzüge und seinen Kreuzzug nicht unternommen, um sich oder anderen Lebensmittel zu verschaffen. Ist auch dort ein Zusammenhang der Geschichte mit der Wirtschaft vorhanden?

Diese Frage möge uns ein Blick in die heutige Zeit erhellen. Betrachten wir die heutige Wirtschaft, d. h. die Tätigkeit, womit heutzutage das deutsche Volk sich seinen Lebensunterhalt verschafft, so zeigt sich ein mannigfaltiges Bild. Da gibt es Leute, die leben von Renten und Zinsen ihres Kapitals. Sie besitzen Geld und verleihen es, wofür sie Zinsen bekommen; oder sie kaufen für ihr Geld Grundbesitz, Häuser in der Stadt, Güter auf dem Lande, die sie verpachten oder vermieten. Andere bewirtschaften ihren Grundbesitz selbst und leben von dessen Ertrage. Wieder andere betreiben mit ihrem Gelde eine Fabrik oder ein industrielles Unternehmen und leben vom Profit, oder sie kaufen Aktien und beziehen Dividenden. Dann gibt es wiederum andere, die betreiben ein kaufmännisches Geschäft, das ihnen Profit einbringt, und endlich bleibt die große Zahl derer, die vom Lohn ihrer Arbeit leben.

So zeigt schon dieser oberflächliche Blick über die Wirtschaft unseres Volkes, in wie innigem Zusammenhange sie steht mit seinem sozialen Zustand. Man erkennt sofort, daß jene verschiedenen Arten der Beschaffung des Lebensunterhalts maßgebend sind für die Einteilung unseres Volkes in Klassen: da sind die Rentiers, die Geldkapitalisten, die Grundbesitzer (wieder geschieden in städtische und ländliche), die Industriellen, die Aktionäre, die Kaufleute, die Arbeiter. Und diese selbst teilen sich wiederum, je nach der Art ihrer Arbeit, z. B. Aerzte, Beamte, Maurer, Schlosser. Der soziale Zustand eines Volkes also, d. h. seine Klasseneinteilung, hängt unmittelbar ab von seiner Wirtschaft. — Auch die Verhältnisse, in denen jede Klasse lebt, und die Beziehungen der verschiedenen Klassen zueinander werden entscheidend beeinflusst von der Wirtschaft des Volkes. Zum Beispiel, wenn die Erträge des Grundbesitzes abnehmen, müssen sofort Mißhelligkeiten entstehen zwischen denen, die den Besitz bewirtschaften, und den Rentnern, die in irgendeiner Form an den Erträgen teilnehmen. Eben solche Mißhelligkeiten müssen entstehen, wenn infolge von Aenderungen in der Wirtschaft die Preise der Waren sich ändern: wenn sie steigen und insolgedessen die Arbeiter höhere Löhne verlangen, oder wenn sie fallen und nun die Verkäufer der Lebensmittel nach einem Ersatz ihrer entfallenden Einnahmen streben. Kurzum, aus der Wirtschaft eines Volkes erwachsen seine gesamten sozialen Zustände, es erwachsen daraus die Klassengegensätze und Klassenkämpfe.

Diese sozialen Zustände aber, die Klassengegenstände und Klassenkämpfe sind von entscheidendem Einfluß auf den Gang der Geschichte. Leicht läßt sich der Zusammenhang erkennen zwischen den Ereignissen der inneren Politik und den Klassenkämpfen. Die innere Politik — das ist eben die innere Geschichte eines Volkes — besteht in den Maßnahmen, welche die Regierung für die eine oder andere Klasse trifft. Im Deutschen Reich z. B. hatten wir seit 40 Jahren die Kulturkampfgesetze, das Sozialistengesetz, die Arbeiterschutzgesetze, die Arbeiterversicherung, die verschiedenen Aenderungen der Gewerbeordnung, die Zollgesetze, die stets aufs neue zu beschaffenden Steuern, die Aenderungen einzelner Strafgesetze, die Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Das ist nur eine kurze Auslese aus der Gesetzgebung des Deutschen Reichs; es ist aber wohl kaum nötig, erst noch nachzuweisen, daß ein jedes dieser Gesetze veranlaßt war durch die Bedürfnisse der einen oder der anderen Klasse, oder wenigstens, daß es zur Befriedigung solcher Klassenbedürfnisse bestimmt war. Genau ebenso steht es mit der auswärtigen Politik. Die Handelsverträge — die aufs innigste mit den Zollgesetzen zusammenhängen — die Seeresvermehrungen, die Kolonialpolitik, die Flottenrüstungen sind hierher zu rechnen. Die Kapitalistenklasse Deutschlands braucht zum weiteren Betrieb ihrer Geschäfte, weil die große Masse des eigenen Volkes nur wenig kaufen kann, eine Ausdehnung über die Grenzen. Deswegen hat seit etwa 30 Jahren die Regierung des Reichs begonnen, Kolonien zu erwerben. Da nun aber die Kapitalisten anderer Länder dieselben Bedürfnisse haben, so sind feindliche Zusammenstöße zu befürchten. Daraus entspringt die Notwendigkeit einer starken Kriegsflotte und einer ständigen Vermehrung des Landheeres. Dies erfordert ungeheure Kosten, ist also bestimmend für die Höhe und Verteilung der Steuern und Zölle; nach den Zöllen wiederum müssen die Handelsverträge sich richten, also die gesamten Beziehungen zu auswärtigen Staaten, aus denen ebenfalls Verwicklungen und Kriege entstehen können.

So sehen wir, wie die ganze Politik eines Staates dirigiert wird von seinem sozialen Zustande, von seiner Klassenschichtung. Die politischen Ereignisse aber sind es ja, die, wenn erst einige Zeit darüber hingegangen, die Geschichte dieses Staates ausmachen. Nehmen wir an, es wolle z. B. in 50 oder 100 Jahren ein Historiker die Geschichte der Marokkokrise von 1911 studieren. So wird er untersuchen müssen, warum es damals zu einer so scharfen Zuspitzung, fast zu einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich gekommen ist. Dies wird ihn zu der Frage hinüberleiten, warum Deutschland sich in die marokkanischen Händel einmischte, warum es überhaupt Kolonialpolitik betrieb. Er wird dann finden, daß diese angebliche „Mehrerung des Reichs“ den Beifall der Besitzer

des Handels- und Industriekapitals fand, indes die Grundbesitzer ihr ziemlich kühl, die Arbeitermassen sogar feindlich gegenüberstanden. Leicht wird er dann entdecken, daß diese Stellungnahme der verschiedenen Klassen durchaus ihren wirtschaftlichen Interessen entsprach, und daß somit der Gang der Ereignisse letzten Endes bestimmt war von der Klassenschichtung und von der Wirtschaft des deutschen Volkes.

Genau dasselbe gilt natürlich auch für die Vergangenheit. In diesem Jahre feierte man das Andenken an die Kriegereignisse von 1813. Gewiß mag es Leute geben, denen die Erzählung jener Vorgänge genügt, um sich im patriotischen Ueberschwang zu beerauschen und müßige Stunden auszufüllen. Der denkende Mensch aber wird sich damit nicht zufrieden geben. Er wird aus der Geschichte etwas lernen wollen, das er für die Gegenwart benutzen kann. Er wird also alsbald nach den Ursachen jener Ereignisse fragen, er wird wissen wollen, warum es damals zu so blutigen Zusammenstößen zwischen den Völkern Europas gekommen ist. Auf französischer Seite waren diese Kriege bekanntlich direkte Folgen der großen Revolution. Die Revolution aber ist ganz offenbar aus den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen entstanden, in denen das französische Volk lebte. Nicht anders auf deutscher Seite. Daß das deutsche Volk überhaupt in feindlichen Gegensatz zur französischen Revolution kam, lag an seiner Klassenschichtung, an seinem sozialen Zustande. Der aber war eine Folge seiner Wirtschaft.

Wo wir einen Blick in die wirkliche Geschichte werfen, zeigt es sich, daß jeder, der sie verstehen, der aus ihr etwas lernen will, die Wirtschaftsgeschichte kennen muß. Davon hat man uns jedoch in der Schule so gut wie nichts gesagt. Diese Lücke auszufüllen und dem arbeitenden Volk auch die Wirtschaftszustände der Vergangenheit näher zu bringen, ihm einen Einblick zu verschaffen in das Werden unserer heutigen Klassenordnung, soll eine der Aufgaben unserer Zeitschrift sein.

ge.



Notizen.

Schädliches Nationalgefühl. Worin besteht der Fortschritt aller Wirtschaft? — Darin, daß mit immer geringerem Arbeitsaufwand immer mehr Produkte fertig werden. Das ist ja gerade der Zweck und das Ziel, worauf der Menscheng Geist in angestrengtester Tätigkeit unablässig hinarbeitet, die Arbeit immer produktiver

zu machen, ihre Ergiebigkeit zu steigern. Da sich nun der Wert der Waren nach der Arbeit richtet, die ihre Herstellung erfordert, und der Preis nach ihrem Wert, so macht sich der wirtschaftliche Fortschritt äußerlich durch eine fortschreitende Verbilligung der Waren kenntlich. Das merkt man freilich nicht ohne weiteres von Jahr zu Jahr; ja, gegenwärtig leben wir bekanntlich gerade in einer Zeit, wo von Jahr zu Jahr alles teurer geworden ist. Aber wenn man den Vergleich über längere Zeiträume, etwa über verschiedene Jahrhunderte ausdehnt, so ist die Verbilligung sehr deutlich zu erkennen. Man denke z. B. daran, daß die Kartoffel vor 200 und mehr Jahren ein teurer Leckerbissen war, den sich nur die Reichen leisten konnten. Somit kann man sagen, daß die Verbilligung der Waren ein Zeichen fortschreitender Kultur ist, indes jede Teuerung eine Hemmung des Kulturfortschritts bedeutet.

Hiernach sollte man meinen, daß jedwede Verbilligung von allen einsichtigen Menschen mit Freuden begrüßt werden müßte. Aber leider müssen wir es in unserer Zeit der nationalen Gegensätze und der gegenseitigen Völkerverhetzung erleben, daß wir es in diesen Dingen noch nicht viel weiter gebracht haben, als im finstersten Mittelalter, wo man in jedem Fremden den Feind erblickte, dem man alles Gute mißgönnte. Die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, die miteinander um das Geschäft konkurrieren, das mit der Beförderung der Auswanderer nach Amerika gemacht wird, waren kürzlich in Streit geraten, und es gab Leute, die besürchteten, daß die beiden Gesellschaften sich gegenseitig durch Herabsetzung der Zwischendedspreise bekämpfen würden. Am Zwischenbed reisen bekanntlich, oft unter schauderhaften Umständen, die Vermissten der Armen, von denen so mancher die letzten paar Groschen zusammengerafft hat, um in der Fremde eine Existenz zu suchen, die ihm die Heimat nicht bieten konnte. Denen wäre gewiß eine Verbilligung der Uebersahrt von Herzen zu gönnen, und legen müßte man den Streit zwischen den beiden millionenreichen Gesellschaften, wenn er solche Folgen nach sich zöge. Statt dessen lasen wir in einer sonst ganz vernünftig geleiteten Zeitschrift die Worte:

„Unterbietungen bei den Zwischendedspreisen sind unter allen Umständen gegen das Nationalinteresse, denn sie stellen ein Geschenk an das Ausland dar, da die deutsche Auswanderung sehr gering ist; das Hauptkontingent der Auswanderung wird von Slaven und Italienern gestellt.“

Kann man sich eine schlimmere Verblendung vorstellen? Weil die armen Teufel, denen die Verbilligung zugute kommen würde, Ausländer sind, wird der wirtschaftliche Fortschritt verworfen, als schädlich bezeichnet, als gegen das Nationalinteresse verstößend! Welch trauriges Dokument der Völkerverhetzung!

**Jeder Arbeiter
Jeder Handwerker
Jeder praktisch arbeitende Mann**

der für seine Arbeit, für seinen Beruf, besonders vorteilhaft geeignete
Kleidung nötig hat, kauft diese bei der bekannten Firma

Kohnen & Jöring, Berlin S1 **Arbeitskleidung**
Größtes Spezialgeschäft dieser Art. **Berufskleidung**

Hauptgeschäft: Alexander-Straße 12. Zweiggeschäfte: Rosenthaler Straße 53
Landsberger Allee 148 — Neukölln: Berg-Straße 66.

Reelle billige Preise, erprobte solide Qualitäten, guter Sitz, richtige Mach-
art, beste Verarbeitung, größte Auswahl.

In den nächsten Hefen werden
u. a. folgende Abhandlungen er-
scheinen:

Der Gebärstreik als soziales
Kampfmittel.

Aus den Anfängen des Libe-
ralismus.

Die Religion im Klassen-
kampf.

Lichtstrahlen.

Erziehung zur Arbeit.

Die Kunst des Lesens.

W **onnenten-**
S **ammler** ◻

für die „Lichtstrahlen“, be-
sonders für Groß-Berlin,
gesucht.

Bewerber wollen sich
schriftlich beim Verlag
melden.

Kauft bei

Leske & Lehrer

Kottbuser Damm 78

Spezial-Haus für gute Herren- und
Knabenbekleidung, fertig u. nach Maß

Lieferanten der Konsum-Genossenschaften und Vereine